

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 41

Sonntag, den 3. September 1918

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 3. Sept.: Mansuetus; Montag, 4. Sept.: Rosalia; Dienstag, 5. Sept.: Laurents. Jst.; Mittwoch, 6. Sept.: Faustus; Donnerstag, 7. Sept.: Regina; Freitag, 8. Sept.: Maria Geburt; Samstag, 9. Sept.: Gorgonius.

12. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 10, 23—37.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet! Denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesetzesgelehrter trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? Er aber sprach zu ihm: Was steht geschrieben im Geseze? Wie liestest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet: tue das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fiel es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog; und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit; er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritaner aber kam zu ihm, sah ihn und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, goß Öl und Wein in seine Wunden und verband sie; dann hob er ihn auf sein Lasttier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des anderen Tages zog er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber auswendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm getan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Geh hin und tu desgleichen!

*

Mit dem Siege des Kaisers Konstantin über seine Gegner an der Mylvischen Brücke im Jahre 312 und mit dem Toleranzedikt von Mailand im folgenden Jahre war dem Heidentum ein schwerer Schlag verfeht worden und dem Christentum freie Bahn geschaffen. Es ist aber ein Irrtum anzunehmen, daß damit das Heidentum mit Stumpf und Stil ausgerottet worden wäre, die Göttertempel zerstört oder in christliche Gotteshäuser umgewandelt, die heidnischen Priester in Acht und Bann getan und heidnische Götter und Ansehungen verächtlich geworden wäre. Soweit war es noch lange nicht gekommen. Gewiß hatte das Christentum in der ewigen Stadt

und in den römischen Provinzen weithin festen Fuß gefaßt, in allen Ständen, selbst bis hinauf in die kaiserliche Familie besaß es eifrige Anhänger. Allein auch die Religion des Jupiter auf dem Kapitol hatte überall noch offene und versteckte Gläubige und die Pontifices in den Tempeln sorgten schon aus persönlichen Gründen dafür, daß die Opferaltäre noch rauchten und die Opferflamme nicht erlosch. Der größte Teil des römischen Reiches hing noch dem Heidentum an. Konstantin mußte deshalb mit Schonung vorgehen. Zudem war sein Mitregent Licinius kein Christ, und die Christen seiner Herrschaft hatten durch ihn mannigfache Bedrückungen zu erleiden. Sie wurden aus dem Heere ausgestoßen und vom Hofdienst entfernt, manchen Vermögen und Freiheit entzogen, hier und da floß auch Blut von Märtyrern. Indessen konnte dieser Zustand nicht auf die Dauer bleiben. Die gegenseitige Eifersucht führte bald zum Kriege, in dem Licinius Thron und Leben verlor. Vom Jahre 323 an war Konstantin Alleinherrscher. Er konnte nunmehr seiner religiösen Stellung einen entschiedeneren Ausdruck geben. Die Christen wurden in allen Stellungen bevorzugt, der Kirche und ihrem Klerus wichtige Vorrechte eingeräumt. Auf der anderen Seite wurde die Götterverehrung zwar noch nicht verboten, aber doch durch die Gesetzgebung erschwert. Die sog. Daruspiezen (Opferschau aus den Eingeweiden der Opfertiere) wurden verboten, ebenso die Divination (Vorausagung der Zukunft durch die Priester), die Tempel wurden dem Verfall überlassen und die staatlichen Zuschüsse dafür gesperrt. Einige Tempel wurden auch zerstört, namentlich jene, die einem künstlichen Kultus dienten. Es wurde auch ein allgemeines Opferverbot erlassen, aber nicht allgemein und streng durchgeführt.

Konstantins Söhne Konstantius und Konstantin setzten das Werk des Vaters fort, und die Unterdrückung des Heidentums wurde eifrig betrieben. Im Jahre 361 trat jedoch ein Rückschlag ein. In diesem Jahre bestieg Kaiser Julian den Thron. Er war zwar im Christentum erzogen, aber durch gewissenlose Erziehung ihm innerlich fremd geworden und den Göttern des Heidentums zugetan. Sein Ziel war, die Götter des Olymp wieder auf ihren Thron zu setzen. Er begab sich sofort ans Werk. Die Kirche verlor ihre bisher gewährten Vorrechte. Die Gallier, wie Julian die Christen spöttisch nannte, wurden aus den höheren Ämtern entfernt und die klassische Bildung den Christen unmöglich gemacht. Das was man heutzutage schleichenden Kulturkampf nennt, waren die Wege, die Julian einschlug, um die Christen um Bildung, Macht, Einfluß und Besitz zu bingen. Julians Heidentum wurde von ihm modern gemacht, d. h. mit einem gewissen Gepräge des Christentums versehen. Auch hielt er strenge darauf, daß die heidnischen Priester ein würdiges Leben führten; sie sollten demütig, mäßig, keusch, gehorsam, und namentlich liebvoll sein. Unwürdige Glieder seiner Kirche wurden exkommuniziert. Es wurden ferner Armenhäuser und Fremdenhospize errichtet, für religiöse Unterweisung des Volkes gesorgt. Alles was Julians Vorgänger an Wohltaten und Privilegien der katholischen Kirche zugewandt hatten, wurde ihr abgenommen. Die Christen mußten sich unsägliche Bedrückungen und Schikanen gefallen lassen. Die Kirchengeschichte berichtet auch von einigen Fällen tatsächlicher blutiger Verfolgung.

Wer weiß, was aus der Kirche geworden wäre, wenn diese Art Verfolgung lange gedauert hätte. Kaiser Julian starb aber nach einer Regierung von nur 20 Monaten im Alter von 32 Jahren.

Im Kampfe gegen die Perser traf ihn eine feindliche Panze tödlich in die Brust.

Die nächsten 20 Jahre wurde das Heidentum noch gebildet, dann aber durch die Gesetzgebung fortwährend geschwächt, bis es endlich unter Kaiser Theodosius dem Großen (379—395) der Vernichtung anheimfiel. Das letzte Aufblühen des Heidentums in Rom fällt in die Jahre 392—94. 392 war Kaiser Valentinian II., der als Mitregent des oströmischen Kaisers Theodosius den Westen regierte, von Mörderhand gefallen. Eugenius, ein gelehrter, ehrgeiziger Redner, wurde von den Verschwörern auf den Schild erhoben und ihm die Kaiserkrone angeboten. Es war die in Rom immer noch starke heidnische Partei, die den Staatsreich im Gegenjak zum ausgeprägten christlichen Oskaiser Theodosius versuchte. Eugenius hatte die Taufe erhalten, aber die winkende Kaiserkrone hatte jedes religiöse Bedenken bei Seite geschoben. Die Seele der gewagten Kriegsunternnehmung war der römische Präfekt Flavianus, ein Heide, der für den verfallenden Götterkult fanatisch eingenommen war und währte, die Erhaltung des römischen Staates hänge von dem Fortbestehen der altüberlieferten Religion ab. Seinem Schüler Eugenius weisagte er den entscheidenden Sieg über Theodosius und dessen christliche Fahnen. Dann werde eine neue Epoche des Götterdienstes und der Glorie des Reiches anheben. Die Altäre in den ehemals verriegelten, jetzt aber aufgeschlossenen Tempeln rauchten wieder in der ewigen Stadt und hohe Staatsdiener versammelten sich wieder bei den frohlockenden Opferpriestern. Die Christen fürchteten angehts dieser Dinge das Schlimmste und die Wiederkehr der Zeiten Julians des Abtrünnigen. Manche angelehene hochgestellte Anhänger der christlichen Religion fielen ab und wandten sich dem Etre, Vermögen und Ansehen verheißenden Götterkult zu. Und wer unter den Römern vornehmen Standes noch dem Heidentum angehört hatte, faßte nunmehr neue Begeisterung und tat sich durch Spenden zum Nutzen der Tempel und Priester hervor. Mit Sehnsucht erwarteten die Christen Nachricht vom Herannahen des Kaisers Theodosius. Dem hl. Ambrosius, der damals auf dem Bischofsstuhl zu Mailand saß, sagten die Heiden ins Gesicht, nach der Niederwerfung des Theodosius würden die christlichen Kirchen Mailands zu Ställen gemacht und die Geislichen unachtsamlich in die Heere eingereiht werden.

Endlich waren die Heere der beiden Gegner kampfbereit. Kaiser Theodosius hatte geringere Streitkräfte unter seiner Fahne, als der Gegenkaiser. Er vertraute aber auf die Hilfe des wahren Gottes. Das Feldzeichen Konstantins mit dem Monogramme Christi wurde seinen Legionen vorangetragen, während Eugenius auf seine Feldzeichen hatte sehen lassen. Sein Feldherr Flavianus fand bereits in den Alpenpässen den Tod. In der oberitalienischen Ebene unweit Aquileja kam es am 5. September 394 zur Entscheidungsschlacht. Theodosius errichtete einen glänzenden Sieg, der über das religiöse Los von Italien und Rom für zukünftige Zeiten entschied. Der Kaiser zog mit dem siegreichen Heere nach Rom hinab, wo er, wie sich denken läßt, unter dem Jauchzen der erlösten Christen empfangen wurde. Gegenüber den Führern der aufständigen Bewegung ließ er Milde walten. Er ließ den Senat versammeln und ermahnte ihn zu einmütiger Annahme der christlichen Religion. Die Verfassung anerkannte nach seinem Wunsche die Religion Christi als Staatsreligion. Aus

eine Unsterblichkeit von Senatoren verweigerte hartnäckig den Beitritt zu diesem Beschluß.

Theodosius starb bereits im folgenden Jahre (395) in Mailand, wo auch seine Vorgänger, die weströmischen Kaiser, Residenz gehalten hatten. Er war der letzte Kaiser der das große Reich unter einem Szepter vereinigte. Nach ihm wiederholte sich die Teilung des Reiches in ein östliches und ein westliches Reich. Des Theodosius junger Sohn Honorius erhielt den Westen unter Vormundschaft des mächtigen Heerführers Stilicho und des hl. Ambrosius. Beide wachten darüber, daß ganz im Sinne des großen Theodosius die den heidnischen Kult betreffenden Gesetze beobachtet wurden, im übrigen aber die Umwandlung des römischen Volkes mehr durch innere Kräfte vollzogen wurde.

An den Namen Theodosius knüpft sich der unsterbliche Ruhm, dem Heidentum des römischen Reiches den Untergang bereitet zu haben. Bve.

Der hl. Magnus — der Apostel des Füssener-Landes

(6. September.)

Er war ein Mann, der den Ackerbau liebte. (2. Paral. 26, 10.)

Zu den Männern, die anscheinend so herben Geistes unter den rauen aber biederen Deutschen des Alpen-Vorlandes wirkten, die aber in Wirklichkeit ein edles Vaterherz in der Brust trugen und in treuer Vater Sorge neben der Seelenarbeit die Mühen der leiblichen Fürsorge nicht scheuten, im Gegenteile die größten Förderer wirtschaftlichen Fortschrittes wurden, gehört auch der hl. Magnus, der Apostel des Füssener Landes.

Nach um des hl. Magnus Leben hat die fromme Sage ihren duffigen Kranz gewunden, und es ist nicht leicht, in allem Sage und Geschichte zu scheiden.

Magnus, oder Magnoald, wie er anfangs geheissen, war ein Alemanne und der treue Gefährte des hl. Gallus bis zu dessen Tode. Als der Gründer von St. Gallen 614 nach Konstanz zu einer Synode zog, nahm er Magnoald mit und ließ ihn zum Diakon weihen. Als der Tod des hl. Columban, des geistlichen Vaters der ersten Schweizer Mönche in St. Gallen bekannt wurde, schickte der Abt den Diakon Magnoald zum Kloster Bobbio in Italien, um Näheres über den Tod Columban's zu erfahren. Dieser brachte mit einem Schreiben der Brüder von Bobbio den Stab des Entschlafenen nach St. Gallen.

Als auch St. Gallus gestorben, wurde Magnoald der Führer der Brüder. Er sollte nicht lange die Ruhe des Heiligtums genießen. Ein Graf Otwin zog vom Bodensee bis tief in die Schweiz hinein zu einem Kriegs- und Raubzuge aus, selbst vor dem Grabe des hl. Gallus machte er nicht halt. Magnoald und sein Genosse Theodor, die allein im Kloster zurückgeblieben waren, wurden von den Räubern verwundet. Bischof Boso, von Konstanz eilte auf die Kunde von dem Ueberfall nach St. Gallen und suchte, so gut es ging, schnell die Spuren der Schandung zu tilgen. Doch Magnoald und Theodor verließen die Stätte, die sie einmal so sehr geliebt, und wanderten nordwärts und kamen nach Bregenz, wo Columban und Gallus schon drei Jahre den Samen der reinen Gotteslehre ausgestreut. Als Magnoald hier einen Blinden heilte, wurde er mit dem Ausrufe begrüßt: „Domino vides, quoniam magnus es tu et magna opera tua!“ (Ich sehe, Herr, der du groß bist (magnus), und groß sind deine Werke), von da an hieß er allgemein nicht mehr Magnoald, sondern Magnus.

Von Bregenz zog Magnus mit seinen Gefährten weiter und kam ins Gebiet des heutigen Rempfen. Hier predigte er mit reichstem Gewinne das Christentum und ließ dann zur Festigung und Erweiterung des Erfolges den Genossen Theodor und den geheilten Blinden zurück. Magnus selbst kam auf der weiteren Wanderung mit dem Priester Tozzo nach Gschach am Lech, wo gerade der Bischof von Augsburg weilte, der dem Heiligen mit Freude die Erlaubnis gab,

in den noch unchristlichen Teilen seines Sprengels das Christentum zu predigen. Er gab dem Missionar auch einen weghändigen Führer mit, und so zog Magnus wohlgemut hinauf ins Gebirge des südlichen Bayerlandes.

Beim heutigen Roshaupten soll der Heilige durch sein Gebet einen gefährlichen Lindwurm getötet haben.

Auf der weiteren Wanderung wurde er so dann Gründer der heutigen Pfarrei Waltenhofen. An einem mächtigen Baume hängte er sein Reliquienkreuz auf und weihte so den Platz zu einer Gebetsstätte ein. Das herbeiströmende Volk sah in dem frommen Peter ein höheres Wesen, zuerst hörte es mit bangem Erstaunen auf sein Wort, wurde aber bald vertraulicher, so daß der Heilige allda eine Christengemeinde errichten konnte, der er seinen Freund, den Priester Tozzo vorsetzte. Er selbst zog dann das rechte Ufer des Lech aufwärts, bis er an den Fuß des eigentlichen Hochgebirges kam. Hier baute er am linken Ufer ein Kirchlein, das dem Erlöser geweiht wurde. Als ihm der Bischof von Augsburg einige Mönche zusandte, richtete er sich klösterlich ein — so entstand das nachmals so berühmte Kloster Füssen. Bald nach der Gründung Füssens empfing der Heilige aufs Drängen des Bischofs die hl. Priesterweihe — er wollte in seiner Demut Diakon bleiben.

Nach über 20 Jahre wirkte St. Magnus im Füssener Lande — Apostel zugleich und Förderer des Wohlstandes. Der Heilige war in erster Linie Priester und Seelenhirt. Mit mächtigem Worte, das er durch ein wahrhaft heiliges Leben unterstüßte, wirkte er unter den Bewohnern des Landes. Da er aber wohl einsah, daß das Christentum dort nur tiefe Wurzeln fassen könne, wenn Gerechtigkeit und ein mäßiger Wohlstand die verwilderten Gemüter für alles Edle empfänglicher mache, wenn die Gewöhnung an eine seßhafte und arbeitsfreie Lebensweise eine wirkliche Seelsorge ermögliche, zog er aus, um selbst nachzusehen, wo der Ackerbau sich lohne. Solche Stellen wurden dann urbar gemacht, und Magnus und seine Brüder legten selbst Hand an, um der Bevölkerung zu zeigen, daß Arbeit nicht schände, daß sie vielmehr eine Forderung des Christentums sei, in dessen Auffassung allein die Arbeit geädelt wird. Je mehr die Leute dann auch die Erfolge dieser Arbeit sahen, desto eifriger griffen sie selbst zu Spaten und Pflug.

Als Magnus dann auf einem Berge am rechten Ufer Spuren von Eisenerz vorfand, stellte er einen kundigen Mann an die Spitze einer Arbeiterkolonie, die mit gutem Glücke ins Innere des Berges stieg und reiche Erzadern bloßlegte. So wurde der Heilige zum größten leiblichen Wohltäter seiner Christen. Da er für sich selbst nichts suchte, gewann er durch diese mehr irdische Fürsorge ihre Herzen auch ganz fürs Himmlische. Daß er darob das Himmlische nicht vergaß, zeigt schon die große Anzahl der Seelhergestellen, die er gründete: Oberlechthal, Unterlechthal, Bezigan, Alsbau, Rieden, Bernbeuren, Sonthofen, Resselwang, Durach, Agathenzell.

Als er so in treuer Pflichterfüllung seinem Gotte und der Welt wegen Gott 73 Jahre gedient, durfte er sich getrost zur großen Ruhe niederlegen. Er starb an einem Sonntag, am 6. September 655.

Die Reliquien des Heiligen ... in vielen Kriegsläufen, die das Land trauen, verloren gegangen; doch besitzt die Füssener Stiftskirche noch eine Stola, einen Manipel, einen silbernen Kelch, ein silbernes Kreuz und den Stab ihres Stifters.

Der hl. Magnus verstand es, irdisches Arbeiten und himmlisches Streben in schönster Harmonie zu vereinen. Sein Leben ist eine herrliche Illustration des alten Benediktinerwahlpruches: Bete und arbeite! Der jetzige Krieg schlägt so viele Wunden, verursacht so mannigfachen Schaden. Die Wunden werden nur geheilt, der Schaden nur gehoben, wenn Leib und Seele des gepörrten Volkes berücksichtigt werden, wenn weltliche und geistliche Obrigkeiten einträchtig zusammenarbeiten werden. Daß St. Magnus und die anderen Apostel deutscher Lande uns diese Eintracht doch erflehten!

Nur wenn Leib und Seele gesättigt werden, führt sich der ganze Mensch hin!

P. S. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den fittlichen Tugenden.

(10. Fortsetzung.)

Wesen und Begriff der christlichen Mäßigung, 2.

Die christliche Mäßigung soll nicht nur den Erwerb und die Besitzhaltung irdischer Güter regeln, sie soll nicht nur verhindern, daß der „Kampf ums Dasein“ ein Krieg voll Mitterkeit und Unordnung wird; sie soll auch beim Kampfe ums jenseitige Dasein neben der Mäßigkeit und Gerechtigkeit Führerin sein. Der hl. Bernard sagt diesbezüglich: „Diese Tugend (er meint die christliche Mäßigung) ist selbst zu jeder anderen Tugend notwendig; denn ein gar zu großer Eifer auch im Guten ohne Bescheidenheit und Mäßigung stürzt eine Seele.“

Der Mangel an dieser christlichen Mäßigung, die der hl. Bernard für so notwendig hält, kann der eigenen Seele schädlich, ja gefährlich werden, er wird es aber auch oft fremder Seele, denen, die unserer Obhut anvertraut sind. Gerade für sie kann ein unkluger Eifer das Gegenteil von dem bewirken, was erzielt wurde.

Wenn die christliche Mäßigung mangelt, kann zunächst der eigenen Seele die größte Gefahr entstehen, vor allem, der, daß des Menschen Kraft oft nach ganz verkehrter Richtung verbraucht wird.

Eine Frömmigkeit, die nicht maßgehalten weiß, ist überhaupt keine Frömmigkeit. Dies Maßhalten besteht in erster Linie darin, daß man nie „fromm ist“ mit Vernachlässigung der anderweitigen Pflichten. Eine Hausfrau, die öfter und länger in der Kirche ist, als es ihre häuslichen Pflichten erlauben, schadet der eigenen Seele, denn das Wort des Heilandes: Nicht wer Herr Herr! sagt, wird ins Himmelreich eingehen, sondern der, der den Willen meines Vaters tut, der wird ins Himmelreich eingehen! — kann auch auf eine solche Frömmigkeit angewandt werden. Nicht der und die, so in stiller, zu Andacht stimmender Kirche, Gott ihre Liebe und Ergebenheit beteuern, sondern die, die — natürlich ohne Vernachlässigung der gebotenen Gebetspflicht — in treuer, selbstloser Arbeit und Sorge, den übrigen Diener oder Dienerin sind, die werden ins Himmelreich eingehen, das denen verheissen, die in den Werken treu befunden wurden. Das Apostelwort: „Wenn jemand für die Seinen und besonders die Hausgenossen nicht Sorge trägt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Ungläubiger“ — (1. Tim. 5, 8), gilt auch solchen.

Ein bekanntes Wort lautet:

„Kirchengehen säumet nicht, Almosen geben armet nicht, Unrecht Gut gedeihet nicht, Gottes Wort trägt nicht!“

„Kirchengehen säumet nicht!“ Wenn es die Kardinaltugend der Mäßigung nicht verlegt. Diese Tugend riet einem Pius X. einige Festtage aufzuheben; er zeigte gerade darin seine kluge Mäßigung, die die veränderten Zeitumstände gerecht abwägt; dieselbe kluge Mäßigung spricht auch aus den Entscheidungen der deutschen Bischöfe betreffs der Sonntagsarbeit in heutiger Kriegszeit. Da war ihnen der göttliche Heiland selbst Führer und Vorbild, der am Sonntag entgegen den maßlosen Forderungen der Phariseer Heilungen vornahm mit der schlichten und kräftigen Begründung, der Mensch ist nicht des Sabbats wegen gemacht, sondern der Sabbat des Menschen wegen!

„Almosen geben armet nicht!“ Aber auch nur, wenn auch hier eine kluge Mäßigung die Leiterin ist! Ein Familienvater, der in Ubelangebrachter Gutmütigkeit mehr Almosen gibt, als er darf, oder der in verkehrtem Eifer durch alle möglichen Vereine der Menschheit und Christenheit seine Dienste aufdrängen will, dabei aber die Pflichten eines Christen, eines christlichen Vaters und Vaters vergißt, im engen Vereine der eigenen Familie seine Pflicht verläßt, zieht sich selber den Unwillen dessen zu, der in Ausübung aller Tugenden, auch der Tugend der Nächstenliebe, Maß und Ordnung eingehalten haben will. Tugend ohne Maß ist eben keine Tugend, ihre Ausübung ist Sünde und bringt der eigenen

Seele Schaden und Gefahr. Daß ich natürlich damit nicht der Vauheit der Säunigkeit in Ausübung der Gebetspflicht, der Pflichten, die Nächstenliebe und Gottesliebe auflegt, das Wort reden will, ist selbstverständlich!

Die Maßlosigkeit in Betätigung der christlichen Tugenden schadet aber vielleicht noch mehr den Seelen, die mit solch einem Maßlosen irgendwie verbunden sind.

Ich kenne einen jungen Mann in akademischem Berufe, der sehr fromme Eltern in vornehmer Lebensstellung hatte, dessen Brüder und Schwestern wirkliche Katholiken, nicht Ramenskatholiken sind, der selbst aber jeglichem kirchlichem Leben fernsteht. Als Jüngster war er der Stiefbruder der schon etwas älteren Mutter, die im Uebereifer dem lebenslustigen Jungen in religiöser Beziehung vielzuviel zumutete — die Folge? Als er frei wurde, gab er, religiös überfüttert, alles auf. Minder, unmaßiger Eifer schadet nur.

Doch nicht nur in der Erziehung schadet das Maßlose — gleich nach welcher Richtung es sich auswirkt — der Uebereifer in religiöser Hinsicht schadet in dem Maße wie der rechte Eifer aufrechte, reine und glückliche Menschen bildet. Ich will noch in ein paar Beispielen deutlicher werden.

Wenn ein religiös wärmer veranlagter Vater oder eine eifrige Mutter gern eins der Kinder einmal am Altare sähe — so ist das ein ganz löbliches Verlangen, wenn das Kind wirklichen Beruf zeigt. Hält dies Bestreben aber auch dann nicht ein, wenn es sich deutlich zeigt, daß das Kind keinen Beruf hat, dann wird das Kind nicht nur unglücklich in dem Wirkungskreise, in dem ein Berufener reichsten Gewinn erzielt, volle Arbeit leistet, wirkt ein solcher Dalles — und das im besten Falle! Für gewöhnlich ist der Schaden noch größer. Minder Eifer ist zum Verhängnis geworden — vielleicht für viele!

Was ein Befehrungsseifer, der ohne Maß sich betätigen will, schon verdorben, ist gar nicht abzusehen. Und wenn der Apostel von einem „Ereunüdtigen“ spricht, dann meint er damit keineswegs einen Eifer, der sich ohne kluges Abwägen aller Umstände betätigt.

Die Tugend ohne Maß bringt die echte Tugend oft genug in Verfall. Gerade eine Eigenschaft solcher, die ohne kluges Maßhalten und Maßhalten dem Guten nachstreben, macht die echte Tugend zum Gegenstande des Spottes und der Verachtung — es ist die Sucht und das Streben, sich für alle Menschen als Muster aufzustellen. Diese Sucht kennzeichnet so recht die unechte Tugend. Jeder, der nicht so oft in die Kirche geht, der nicht ein gleich großes Kreuzzeichen trägt, der nicht ein gleich großes Kreuzzeichen macht, ist nach der Ansicht solcher Eiferer kein frommer Christ. Sie sind das Urbild, an dem nach ihrer Ansicht gar kein Fehl ist, da doch in Wirklichkeit an allen Ecken die Zeichen verletzter Frömmigkeit hervorschauen. Das Maßlose ist immer unschön und lockt nie, stößt im Gegenteil immer ab.

Darum — und diese Mahnung gilt ja eigentlich nur solchen, die ernsthaft Christen, Katholiken sein wollen! — muß auch auf dem Gebiete des Tugendstrebens das Wort Ciceros gelten (Ser. 33, 20): „Halte Maß in allen Dingen!“

Die Königsteiner Wallfahrt zur Hofheimer Berghapelle

P. Königstein, 31. Aug. (Vor einem Viertel-Jahrhundert.) Wie bekannt, wurden zu der vor 250 Jahren erbauten Kapelle auf dem Berg bei Hofheim von den Orten Kriftel, Hattersheim, Heilsheim, Wülfert u. a. jährliche Wallfahrten auf ewige Zeiten gefestigt; auch Königstein entsand sich zu einer jährlichen Wallfahrt. Die Urkunde hierüber lautet: „Wir Peter von Wöllenburg, Weihbischof zu Mainz, Adolph Gottfried Solusius, Großkieseler beiderseitiger und Vizefor Catenius von Mainz, legen dem Herrn Pfarrer Johannes Kleinert von Hofheim und Martinus Jäger von Königstein Guts und Herrn. Das Unglück der gegenwärtigen Zeiten und die Not der M. Mutter der katholischen Kirche treibt die Christgläubigen an, daß sie nicht müde werden, beim Vater der Erbarmung heilige Gebete anzubringen. Er möchte seinen rühmlichen Namen dem Volke abgeben und mit Rücksicht

auf die Verdienste und seine heilige Mutter Verzeihung gewähren. Zu diesem Zweck pflegten bei alten Zeiten in Kirchen feierliche Wallfahrten stattzufinden, zu Orten, an denen sich der Finger Gottes gezeigt und Erhöhrungen stattgefunden haben. Diese genannte Frömmigkeit will die Gemeinde Königstein nachahmen in eine Wallfahrt zu der Kapelle auf dem Berge bei Hofheim und ist bei uns bittlich eingekommen durch den Ehrenwürdigen Vater Eberhard von Cochem, einem Priester aus dem Orden der Kapuziner in Königstein, daß wir ihren frommen Voratz bestätigen mögen. Mit der Autorität des gnädigen Erzbischofs. Wir haben seinen frommen Bitten Willfahrt und befehlen Dir und deinen Nachkommen durch Gegenwärtiges Schreiben, daß ihr zu ewigen Zeiten jährlich am Dien Pfingstfesttag nachdem ihr zuvor die heilige Messe in der Pfarrkirche zu Königstein gelesen, die Prozession zu dem obigen genannten Heiligtum führt. Und der Stadtschultheiß soll sich alle Mühe geben, daß das Gebet und die Andacht nicht durch wirrliches Auseinanderlaufen und durch Geschwätz gestört wird. Wir aber Pfarrer von Hofheim legen wir auf, daß du bei Ankunft der Prozession ein Schild Wegs entgegen mit den deingigen gehst und sie mit einem frommen Lied empfängst. Der Blaz ist bis heute noch durch das hier unter einer Alee stehende sogenannte „Königsteiner Kreuz“ bezeichnet, indem du etwa ihnen 1/2 Stunde Zeit läßt, sich zu erfrischen und unter dem feierlichen Hochamt soll eine Predigt gehalten werden. Diejenige aber, welche gebietet und communicirt haben und den Psalm 50: Erbarme dich meiner o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit mit drei Vater unser, beten oder statt dessen ein Rosenkranz, den gewähren wir ein Ablass von 40 Tagen. Geschehen zu Mainz den 11. Mai 1668.“ Diese erwähnte Prozession wurde durch das Nassauische Landesherliche Dekret vom 27. August 1816 unterjagt. Der Stadtvorstand zu Königstein suchte zwar am 15. Mai 1816 bei der Nassauischen Regierung nach, um die Prozession auf den Hofheimer Berg wieder führen zu dürfen, wurde aber unterm 27. Mai 1816 abschlägig beschieden. Die Einwohner Königsteins führen denn seit 1817 diese erwähnte Prozession nach dem hl. Kreuz im Romberg bei Königstein bis auf den heutigen Tag ununterbrochen aus. Georg Piepenbring.

Großes Gedächtnis

Es ist zum Erstaunen, was für ein glückliches, großes Gedächtnis manche Menschen gehabt haben. So erzählt man von Alexander dem Großen, König der Mazedonier, daß er Homers Ilias ganz und die Odyssee größtenteils auswendig gewußt habe. Dasselbe gilt in Betreff aller Schriften des griechischen Philosophen Aristoteles von dem persischen Könige Xerxes. Demosthenes schrieb achtmal mit eigener Hand den „Thucydides“ ab und hatte ihn infolgedessen vollständig im Gedächtnis. Mithridates, König von zweiundzwanzig Völkern, konnte nicht bloß mit jeder dieser zweiundzwanzig Völkern in ihrer Sprache reden, sondern auch in allen zweiundzwanzig Sprachen Recht sprechen. Der Römische Kaiser Trajan wußte die Namen aller Soldaten seines überaus zahlreichen Heeres. Der reiche Römer Trajan sprach fünf Dialekte der griechischen Sprache so vollkommen, daß er sofort in jedem, in welchem er angetroffen werden mochte, mit großer Fertigkeit antworten konnte. Der Redner Theodoretus Elyris war im Stande, alle Verse, welche er einmal gehört hatte, mochten es auch über noch so viele sein, ohne Anstoß aus dem Gedächtnis zu wiederholen. Wenn der römische Redner Hortensius den ganzen Tag an einer Verleumdung (Klusion) teilgenommen hatte, wußte er abends alle zum Verlaufe gelangten Sachen, sowie deren Preis und die Käufer der Reihe nach anzugeben.

Negotian, Reife des Bischofs Delabor, welcher in seiner Jugend zuerst Soldat gewesen. Später aber dem geistlichen Stande sich widmete, hatte ein so glückliches Gedächtnis, daß er, wenn in vertrauten Gesprächen und Disputationen, Stellen aus Schriftstellern, mit denen er sich in seiner Studienzeit beschäftigt hatte, angeführt wurden, sofort sagen konnte: „Dieser Satz ist aus Tertullian oder Cyprian oder Arnobius.“

Der heilige Hieronymus kannte nach dem Zeugnisse des heiligen Augustinus nicht bloß die Sprache, sondern auch die Literatur der Hebräer, Griechen, Chaldäer, Perser, Meder, Araber und fast aller Nationen. St. Augustin selbst ein großer Gelehrter, scheint von der unermeßlichen Gelehrsamkeit des heiligen Hieronymus ganz erstaunt gewesen zu sein. Daher sein Wort: „Kein Mensch hat etwas gewußt, was Hieronymus nicht auch gewußt hätte!“

Der zur Zeit des heiligen Apostels Paulus lebende, aber hebräische Philosoph Seneca vermachte, wie er selbst erzählt, in der er he vernommen, zu wiederholen und zweihundert Verse rückwärts zu rezitieren.

Papst Paul IV. konnte außer andern Büchern die heilige Schrift wirklich auswendig. In seinem hohen Greisenalter, — er wurde 93 Jahre alt —

trug er noch ganze Seiten aus Cicero, Virgil und andern Autoren ohne Anstoß vor.

Papst Gregor III. konnte alle 150 Psalmen der Reihe nach aus dem Gedächtnis herlesen; der Abt Annon fogar das Alte und Neue Testament und rai derselbe überdies in den Schriften griechischer Väter, besonders des heiligen Athanasius und Basilus u. a. bewandert, daß er hunderttausendhundert Verse aus ihnen vortragen konnte. Die Kaiser Friedrich I. und Maximilian I. erinerten sich nach langer Zeit noch aller derjenigen, mit welchen sie irgend einmal im Leben gesprochen hatten.

Der König Franz von Frankreich wird ebenfalls wegen seines außerordentlichen, alle seine Zeitgenossen übertreffenden Gedächtnisses gerühmt.

Der als tüchtiger Lateiner berühmte Anton Muret berichtet, er habe zu Padua einen Jüngling aus Corsika, welcher das Zivilrecht studierte, gekannt, und ihn gehört, als er sechsunddreißigtausend Namen in derselben Ordnung, in welcher er sie gehört hatte, wiederholt habe.

Der bekannte Erasmus rühmte sich, schon als Knabe den Horaz und Terenz ganz auswendig gewußt zu haben.

Joseph Scaliger erlernte in 21 Tagen den ganzen Homer, die Ilias und Odyssee, beide bekanntlich aus 24 Büchern bestehend, mit ungefähr zweimal 31 670 Versen und in vier Monaten fogar alle griechischen Dichter: Aeschylus, Anakreon, Alcaeus, Aristophanes, Kallimachus, Euripides, Hesiod, Sophocles, Theophrast u. a. Ein wahres Wunder von Gedächtnis! Der gelehrte Schotte Thomas Dempster konnte von sich sagen, er wisse nicht, was „vergessen“ heiße.

Der 1849 verstorbene Kardinal Mezzosanti redete 52 Sprachen; der im Herbst (Oktober) 1874 zu München verstorbene katholische Priester Franz Xaver Richter sprach teils gewandt, teils verstand er, mehr oder weniger umfassend, 76 Sprachen. Der Jesuitenpater Vollig sprach wie Mezzosanti 52 Sprachen, und der apostolische Vikar (Bischof) Daniel Camboni in Afrika wird als Polyglotte gerühmt. Wer da weiß, wie schwierig es ist, auch nur eine einzige fremde Sprache so vollständig zu erlernen, daß man sie fertig sprechen kann, wird zu beurteilen vermögen, welcher Fleiß nicht bloß, sondern auch welches außerordentliche Gedächtnis dazu gehört, um nicht nur wie Mithridates 22, sondern 52 Sprachen wie Mezzosanti und Vollig zu erlernen oder gar 76 wie Richter und 80 wie Hans Konon von der Gabelenz, der ebenfalls im Herbst 1874 aus dieser Welt geschieden ist.

Ohne ein außerordentliches, an das Wunderbare grenzendes Gedächtnis ist eine solche und überhaupt jede umfassendere Sprachenkenntnis unmöglich. „Tantum scio, quantum memoria teneo.“ Das Gedächtnis wird darum als die Mutter der Wissen, als die Kornkammer der Künste und Wissenschaften, als der Hüter aller Gelehrsamkeit bezeichnet — eine herrliche Gottesgabe (von Cicero darum divinitatis argumentum, d. h. ein Beweis seines göttlichen Ursprungs genannt), die jedermann sorgfältig bewahren und besonders in der Jugend fleißig üben muß. Gott ist wunderbar, nicht bloß, wie die Schrift sagt, in seinen Heiligen, sondern auch in seinen Gnaden und Gaben.

Der letzte Traum einer Mutter

Auf einer Insel, hoch oben im Norden, liegt ein einsames Fischerdorf. Die kleinen armseligen Hütten stehen vereinzelt umher; einige liegen hinter den Dünen verborgen, als suchten sie Schutz gegen die Stürme, die vom Meere herüberwehen; andere stehen auf dem hohen vorspringenden Ufer, das an manchen Stellen senkrecht und tief abfällt. Einige rohe, in den Fels gehauene Treppen bilden den steilen Weg zum Meere hinab, und nur ein schmaler Streifen Steine und Geröll trennt das Meer zur Zeit der Flut von den blendend weißen Krebseiseln.

Auf diesem schmalen Stücker Land liegen die Boote der Fischer mit den sorgfältig zusammengepackten Segeln; dazwischen stehen große und runde Bottiche mit Seewasser für die gefangenen Fische, die noch nicht zum Markte gebracht werden, und dahinter hängen an Stöcken und Pfeilern große und kleine Netze und trocknen im Wind oder Sonnenschein.

Wenn die Luft klar ist und kein Nebel über dem Meere liegt, kann man vom Dorfe aus ein zerklüftetes Felsenland sehen, das von niemand bewohnt ist als von Möven und anderen Seevögeln, die schreiend in Scharen aufsteigen, wenn ein einsamer Fischer manchmal die Insel betritt, um in den schmalen, langgestreckten Buchten seine Netze aufzustellen. Aus dem Meere rings um das Eiland tauchen spitze Klippen hervor, die von den hohen Wellen überfüllt werden oder ihr weißes Gestein im Wasser spiegeln, wenn die Sonne scheint und die See ruhig ist. — Ein Fischerboot liegt eben vom Eiland ab, wandt sich zwischen den Klippen und Felsen hindurch und fuhr geradewegs gegen das Fischerdorf. Die Segel waren nicht ausgehört, das Boot wurde von einem jungen Knaben gelenkt, der allein darin saß und mit kräftiger Hand die Ruden bewegte.

Die Sonne stand schon tief am Himmel und blühte manchmal zwischen den schwarzen, kahlgrauen Wollen hindurch, welche den Himmel bedeckten. Ein frischer Wind wehte und verwehte die Wellen, so daß sie rauschend gegen das Boot schlugen und dem Knaben dicke weiße Schaumfloden ins Gesicht jagten. Er hatte den großen braunen Hut tief in die Stirn gedrückt, und unter der breiten Krempe blickten zwei helle, scharfe Augen hervor.

Als das Ufer erreicht war, sprang er ans Land, zog das Boot aus dem Wasser, band es an einen Pfeiler fest, hing das lange Netz zum Trocknen auf, nahm ein Bündel Holz aus dem Boot heraus und stieg mit leichtem Schritt die steile Treppe hinauf. Oben angelangt, blieb er stehen, legte die Hand schützend über die Augen und wartete einen langen präsen-den Blick über das Meer.

„Heute nacht kommt ein Sturm,“ sagte er zu sich, „aber er wird nicht lange dauern; im Osten ist es klar, morgen früh ist das Meer wieder ruhig.“ Dann warf er das Bündel Holz auf den Boden, streckte sich, redete die Arme, die vom Rudern ermüdet waren, hob das Holz wieder auf und schritt weiter über das struppige Dünengras, das schon herblich zu welken begann. „Ob das Schaf auch angebunden ist?“ murmelte er und blickte vor sich hin. Eine weiße begraute Ebene lag vor ihm, und im Hintergrund erhoben sich Tannen und Fichten und ragten mit ihren dunklen, rauschenden Wipfeln zum Abendhimmel empor.

„Wo,“ rief die frische Stimme des Knaben; und sogleich hörte man das freundliche Blöken eines Schafes, das im Gras gelegen hatte und mit einem langen Strick an einem Pfosten gebunden war. Es lief dem Herrn entgegen, so weit der Strick langte, und als der Knabe das Tier erreicht hatte, sprang es mit den Vorderpfoten auf ihn und ließ sich hinter den Ohren kraulen. „Daß du schon geschlafen, wo?“ fragte der Knabe; er fuhr dem Tiere mit den Fingern in die dicke Wolle und ließ es wieder zur Erde gleiten, hob das Bündel Holz auf und ging zurück.

Neben der Treppe, die er heraufgekommen war, stand eine Hütte; sie mochte schon alt sein, denn sie neigte sich nach einer Seite hin, und das schiefe Dach drohte einzustürzen.

„Mutter,“ rief der Knabe, als er die Tür öffnete und eintrat.

„Erich,“ antwortete eine leise Stimme, und zwei weisse Hände streckten sich ihm von einem elenden Lager entgegen.

„Du bist wieder krank, Mutter,“ sagte der Knabe und warf einen besorgten Blick auf das blasser Gesicht.

„Nein, mein Erich, nur schwach, sehr schwach, bin ich; aber nun, wo du zurück bist, geht es mir auf.“ — „Daß du — hast du etwas gefangen?“ — fragte sie dann rasch.

„Nein, Mutter, nichts.“ Da fiel der Kopf der Frau auf das harte Kissen zurück.

„Sieh, Mutter,“ fuhr Erich fort, „was ich drüben in den Klippen gefunden habe; ein großes Bündel Holz, wohl ein verschelltes Boot, das die Wellen ans Land gespült haben; das wird uns erwärmen.“ Und er griff nach der kleinen Pade, die am Fensterbrett lag, und hieb das Holz in kleine Stücke. Die Strahlen der untergehenden Sonne fielen durchs Fenster auf die gelben Wöden des Knaben und vergoldeten die kräftig gebräunten Wangen. Er hob immer den segnigen Arm, hieb unverbrossen auf das Holz und die Schläge klangen gleichmäßig durch die Stube.

Es war ein ganz kleiner Raum. Die niedrige Decke war aus rohen Balken gezimmert, ein Tisch und zwei Stühle aus Fichtenholz standen beim Fenster; die weiß getünchten Wände waren kahl, nur über dem Lager der Frau hing ein schmuckloses, bläuliches Kreuz; das hatte ihr Erich einst an einem Winterabend geknüpft, und oft hatte sie es früher in Händen gehalten und mit heißen Tränen benetzt, wenn der Sturm draußen heulte und pfeif und der Sohn noch nicht heimgekehrt war.

„Erich,“ sagte die Mutter nun, und ihre Stimme zitterte, „wir haben kein Brot mehr zu essen; du hast das letzte Stück heute morgen gegessen.“

„Mutter,“ rief der Knabe betrübt, „das mußte ich nicht. Warum gabst du mir's?“ Warum aßest du es nicht selbst?“

„Ich hatte keinen Hunger,“ sagte die Frau und wandte das Gesicht von ihm ab. — „Es kann so nicht weitergehen,“ sagte sie nach einer Weile; „ich weiß, es ist seit langem dein Wunsch, ein Seemann zu werden; du willst mich nur nicht verlassen. Und hier verdienst du zu wenig.“

„Ach,“ unterbrach sie der Knabe lebhaft, „hätte ich nur das Glandverließ; morgen wären sicher einige Fische darin gefangen gewesen, die hätte ich dann zum Markt gebracht und Brot dafür gekauft. Aber ich wollte nicht länger ausbleiben, auch war der Himmel grau und das Wetter unsicher, und du hättest dich wieder um mich gesorgt.“

„So bist du immer und denkst immer an mich, Erich,“ sagte sie, und die hellen Tränen liefen über ihre Wangen. Sie verfolgte mit ihren Blicken den

Knaben, der das gespaltene Holz auf den niedrigen Herd gelegt hatte und die kleine Flamme anblies, bis ein helles Feuer lustig flackerte und die Stube erwärmte.

Die Mutter war eingeschlummert, und da sie ruhig atmete, schlich der Knabe hinaus, trat wieder an den Felsenrand und blickte hinab. Leise pfeifend wehte der Wind um ihn her. „Ich denke, es geht noch,“ sagte er und stieg, so schnell er konnte, die steile Felsentreppe hinunter. „Ich stelle das Netz noch heute Abend auf, und morgen sind gewiß einige Fische drin. Der Wind ist noch nicht stark, ich sehe noch genug, bevor der Sturm ausbricht.“ Und er wartete das lange Gauderndes mit den Gewichten neben das Steuer, starrte beide Arme gegen das Boot und sprang hinein, als es im Wasser schwamm, ergriff die Ruder und fuhr hinaus in das rauschende Meer. Die Dämmerung brach herein, und das Pfeifen des Windes wurde lauter und stärker.

Toben in der Stube war es dunkel geworden. Das Feuer am Herd war erloschen, und die Mutter war erwacht. „Erich,“ sagte sie und blickte erschauert auf, als sie keine Antwort bekam. „Erich, schlafst du?“ Und als sie wieder keine Antwort bekam, machte sie Licht und blickte in der Stube umher.

Die Zeit verstrich, und um die verfallene Hütte heulte und pfeifte der Sturm. Die Balken knarrien, durch die Spalten der alten Tür wehte der Wind und die trüben Fensterscheiben klirrten. Eine plötzliche Angst überkam die Frau. „Wo kann er nur hingegangen sein? Es ist finster draußen, wo mag er nur bleiben?“ Sie erhob sich vom Lager, wartete einen Moment und ein altes Tuch um sich und ging mit unsicherem Schritt hinaus. Die Wetter stand angeliebt gegen die Dämmerung. „Ach, er holt wohl ein Netz herab, um es zu fischen,“ sagte die Frau erleichtert und atmete auf. „Erich,“ rief sie empor, und als sie keine Antwort bekam, stieg sie die Leiter langsam herauf. „Er ist nicht hier,“ sagte sie klopfend den Decken, als sie wieder hinabstieg. „Vielleicht hat er nachgesehen, ob das Schaf auf angebunden ist,“ sagte sie mit zitternder Stimme und schritt durch das Dünengras weiter. „Erich,“ rief sie, als sie beim Pfosten angekommen war, und den Strick unterfuhr hatte. Keine Antwort. Sie ging wieder zurück. Der Wind wehte um sie her und fing sich in dem dämmen, alten Tuch, das lose an ihr hing. Sie schauderte zusammen und wickelte das Tuch fester um sich. Es war bei nahe dunkel geworden.

„Er wird doch nicht...“, sagte sie und hielt inne, als sie am Felsen oben angelangt war und in das tosende, schäumende Meer zu ihren Füßen blickte. Ein kalter Schauer überlief sie. „Nein, nein,“ sagte sie, „er richtet wohl nur die Netze unten, damit der Sturm sie nicht abreißt.“ — „Erich,“ rief sie wieder. Aber niemand antwortete, als der Sturm, der um die Felsen heulte, und die Klippen in der Tiefe, die sich mit brausender Gewalt gegen die Ufer häuften.

Da sagte eine bange Angst das Herz der Mutter. Sie krieg, so schnell sie konnte, die steile Treppe hinunter; ihre Knie zitterten; oft mußte sie stehen bleiben und sich an den Felsen anklammern. Und als sie unten angelangt war, ging sie elenden Schrittes zu dem Platz, wo die Boote standen. Da war das Boot vom Nachbar; sie ging suchend weiter — hier das Boot vom Weiter — auf diesem Plage stand das Boot vom alten Fischer, jetzt — hier mußte Erichs Boot liegen. Ein Schrei — und die Frau sank auf den Boden — das Boot war nicht da! Sie erhob sich langsam, vielleicht hatte das Meer es fortgerissen, aber das Netz hing sicher da, ohne dieses fuhr Erich nicht hinaus. Die Wellen standen da wie immer, aber das lange Netz war fort.

„Erich,“ schrie die Mutter in wilder Angst, und heulend gab der Sturm ihr Antwort. Sie wartete einen kranken Blick aufs Meer und wandte den Kopf dann ab, als hätte sie die Klippen nicht mehr sehen. Sie zitterte am ganzen Leib und presste die Hand auf ihr Herz — es tat so weh! Wankend stieg sie die Treppe wieder empor; der Sturm raubte ihr den letzten Atem, und ihrer Sinne kaum mächtig, erreichte sie die Hütte und sank erschöpft auf das Lager hin. Und wieder presste sie die Hand auf die Brust, die sich hob und senkte. Sie schaute laut auf, sie rang nach Atem, und jeder Atemzug war eine Qual. „O mein Gott, erbarme dich meiner,“ rief sie und nahm das kleine Kreuz von der Wand herab; sie presste es in ihre überheißten Hände, sie küßte es, und zwei große schwere Tränen fielen darauf nieder.

Dann schloß die Frau die Augen, und da sie das Kreuz noch in Händen hielt, war ihr, als würde das Kreuz immer größer und schwerer, und als wäre sie es nicht mehr halten. Und auf einmal stand sie am Meeresufer; der Wind heulte um sie her und die dunklen Wellen brauseten gegen das Ufer. Und vor ihr lag das Kreuz und wuchs und wuchs und streckte sich riesengroß über das Meer dahin.

„So groß ist mein Kreuz,“ seufzte die Mutter; sie setzte sich ans Ufer und weinte bitterlich. Da hörte sie auf einmal eine Stimme aus weiter Ferne herüber. Niemand hätte sie erkannt, aber die Mutter erkannte sie, trotz dem tosenden Sturm. „Komm

mir zu Hilfe,“ rief die Stimme. „Siehst du mich nicht? Mein Boot ist zerfellt, ich stehe auf der Klippe; die Flut steigt, bald muß sie mich erreichen; ach, Mutter, komm, mich zu retten!“

Da blickte die Frau auf und sah das große Kreuz an, das vor ihr lag. Aber das war kein Kreuz mehr, das war eine große, große Brücke, die über das Meer hinüberreichte. „Komm auf der Brücke zu mir, Mutter,“ rief die Stimme wieder und klang schneidend durch die Nacht. Da raffte sich die Frau auf und betrat die Brücke. Doch kaum hatte sie ein paar Schritte getan, da wart der Sturm sie nieder. — „Mutter,“ rief die Stimme, und die Frau erhob sich und schritt weiter. „Komm schneller,“ rief es. Aber die Frau stand und presste die Hand auf das Herz; denn bei jedem Schritt, den sie tat, war es, als durchbohre man ihre Brust. „Ich kann nicht,“ höhnte sie und sank weinend auf die Knie. Und als die Tränen herabsielen, wurde das Meer immer gewaltiger, und die Wellen stiegen immer höher — so groß sind die Tränen einer Mutter!

„Weine nicht, sonst muß ich ertrinken,“ rief die Stimme wieder. Da trocknete die Frau ihre Augen und weinte keine Träne mehr. Sie schritt weiter, die Brücke zitterte unter ihr, die Balken knarrien. — So schwer ist das Herz einer Mutter! Der pfeifende, heulende Sturm sagte brausend weiter, und die Wellen schlugen mit drohender Gewalt an die Brücke. Aber die Frau schritt weiter — was tut eine Mutter nicht! —

„O komm,“ rief es wieder, „schon erreichen mich die Wellen und wollen mich hinabreißen!“

Da raffte die Frau ihre letzten Kräfte zusammen, sie schaute nicht umher, sie sah den dicken Nebel nicht, der sie umhüllte, sie dachte nicht mehr, sie lief, so schnell sie laufen konnte — ihr war, als sei die Brücke endlos. —

Doch als sie nicht mehr vorwärts konnte und stehen blieb, — da war es licht und herrlich um sie herum, und in strahlendem Glanz kam ihr Sohn ihr entgegen; er nahm sie bei der Hand und zog sie von der Brücke fort. —

Und als sie hinabstiege, da sah sie, tief, tief unten das brausende Meer, das wild die Klippen umrauschte, und hoch darüber hinweg ragte das Kreuz — das große Kreuz — es führt in den Himmel.

Der Kaiser im Dom zu Köln

Von Hans Willy Mertens.

In Köln zum hohen Dome,
Da tritt beim Dämmerlicht
Im grauen Kriegerleide
Der Deutsche Kaiser ein.

Und ob die Stirn voll Sorgen,
Und ob das Herz ihm schwer,
Es leuchtet Gottvertrauen
Aus seinen Augen hehr.

Dier unter Kreuz und Bogen
Ist Wärm und Schach verhallt,
Und Schritt und Sporen klingen
Leis durch den Säulengang.

Und hin zum Hochaltare
Lehnt ihn der sichere Fuß,
Wo gläubig er entbietet
In Demut seinen Gruß.
Und eines Kaisers Auge
Senkt sich vorin Dorn der Welt,
Der Ehre, Sieg und Leben
In seinen Händen hält.

„O Gott,“ so spricht der Kaiser,
„Ich komm' voll Trost zu dir;
Du willst dem Reiche helfen,
Daß weis, du hilfst auch mir.
Mein Volk, das meinem Herzen
Nach dir am nächsten steht,
Für das ich oft im Stillen
Den Frieden heiß' ersehnt.“

Daß es mir nicht verzagen
An all dem Graus und Blut,
Und wer es auch verkennet,
Sei du, sei du ihm gut!“ —

Und still verläßt der Kaiser
Zu Köln das hehre Haus,
Und Gottes Engel stehen
Mit ihm zum Kampfe hinaus.